

van den Berg, Karen / Lampson, Elmar:

Mehr als Dienstleistung an bestehenden Verhältnissen: Das Studium fundamentale an der Universität Witten Herdecke als Bildungsmodell,

in: Ute Canaris/Jörn Rüsen (Hg.), Kultur in Nordrhein-Westfalen. Zwischen Kirchturm, Förderturm und Fernsehturm, Stuttgart, Kohlhammer, 2001:
S. 114-118.

Mehr als Dienstleistung an bestehenden Verhältnissen: Das „Studium fundamentale“ an der Universität Witten/Herdecke als Bildungsmodell

Wir leben in einer Gesellschaft, in der Ökonomie, Naturwissenschaften und Technik die entwicklungsprägenden Kräfte sind. Kulturwissenschaftliche Theoriebildungen oder ideologisch motivierte Konstruktionen gesellschaftlicher Verhältnisse und Lebensformen haben dagegen keine wesentliche politisch lenkende Funktion mehr. Sie haben an kulturprägender Kraft verloren. Die globale Ausbreitung einer (natur-)wissenschaftlich geprägten und effizienzbestimmten Zivilisation ist eine der größten Herausforderung für das Bildungswesen. So stehen auch die deutschen Hochschulen unter einem erheblichen Reformdruck; wieder einmal ist von der „Bildungskatastrophe“ die Rede. Darunter versteht man in der derzeit geführten Debatte gemeinhin: Man muss besser und flexibler auf gesellschaftliche Anforderungen reagieren können, praxisnäher, effizienter und international kompatibler ausbilden.

Die Not ist aber größer: Hochschulen müssen wieder ein Selbstverständnis als gesellschaftsprägende Kraft zurückgewinnen. Ein solches Selbstverständnis ist in den Hochschulen selbst derzeit allerdings nicht besonders ausgebildet. Hier ist ein Bewusstseinswandel vonnöten, um zu verhindern, dass die Hochschulen vornehmlich als Dienstleister wirtschaftlicher Anforderungen fungieren, aber auch, dass sie letztlich selbstreflexive Reproduktionsmaschinerien engführender Fachbereiche bleiben. Vielmehr sollten sich Hochschulen als Katalysatoren und Inkubatoren gesellschaftlicher Wandlungsmöglichkeiten verstehen. Sie könnten die Orte sein, an denen in einem Dialog der Generationen danach gefragt wird, wie wir eigentlich in Zukunft leben wollen.

Wir beschreiben die heutige Gesellschaft als Wissensgesellschaft; gemeint ist damit aber nicht die Zunahme des Wissens Einzelner, sondern vielmehr die Tatsache, dass Wissen – und d.h. Expertenwissen – zu einer, wenn nicht der zentralen Legitimationsbasis für alle wichtigen Entscheidungen geworden ist. Damit einher gehen vermehrte und qualitativ neue Zugriffsmöglichkeiten auf verfügbares Wissen und die exponentiell beschleunigte Produktion neuen Wissens in der Forschung, das durch den Einzelnen in seiner umfassenden Form nicht mehr verstehbar ist. Welche Rolle aber schreiben sich Universitäten im Kontext der globalen Ausbreitung einer wissensbestimmten Gesellschaft selbst zu?

Es herrscht eine gewisse Einigkeit darüber, dass wir heute mehr denn je auf Querschnittskompetenzen und Transdisziplinarität angewiesen sind, auf Expertinnen und Experten, die sich zwischen den Disziplinen und an ihren Grenzen bewegen können. Damit ist nicht etwa gemeint, dass ein Ingenieur lernen sollte, auch weiterhin „human“ zu denken, oder dass er über ein gewisses Maß an Allgemeinwissen verfügen sollte. Solche Ideen waren in der unmittelbaren Nach-

kriegszeit Beweggründe für die Einführung eines „Studium generale“ in deutschen Hochschulen. Es sollte dafür sorgen, die in der nationalsozialistischen Ära vernichteten gesellschaftlichen Grundwerte wieder herzustellen, indem die Studierenden durch allgemeinbildende Angebote neben der Fachausbildung zu politisch mündigen Persönlichkeiten mit einem humanistischen Bildungshorizont erzogen werden sollten. Heute stehen andere Zielsetzungen im Vordergrund: Es geht um Wissenstransfer-Programme, um eine fundierte Theoriebildung auch in fachfremden Bereichen. Insbesondere naturwissenschaftliche und technische Hochschulen – interessanterweise gerade in Ostdeutschland – machen ein solchermaßen neu verstandenes „Studium generale“ immer häufiger zum Pflichtprogramm der Hochschulausbildung. Technologiefolgenabschätzung ist in diesem Kontext vielfach ein Ausbildungsziel.

Vorreiter solcher Modelle war die Private Universität Witten/Herdecke. Seit den Anfängen in den 80er Jahren gehört das so genannte Studium fundamentale – als ein das Fachstudium obligatorisch begleitendes Zusatzstudium – zu den speziellen Charakteristika der Hochschulausbildung in Witten/Herdecke und ist ein wesentliches Element des didaktischen Modells der Universität. Im Rahmen der angebotenen Studiengänge (Medizin, Zahnmedizin, Musiktherapie, Pflegewissenschaft, Wirtschaftswissenschaft und Biowissenschaft) ist ein Wochentag für die Angebote des „Studium fundamentale“ reserviert, und die Leistungen im Rahmen des „Studium fundamentale“ sind verbindlicher Bestandteil innerhalb des Prüfungssystems der jeweiligen Bereiche.

Im Unterschied zum alten „Studium generale“ geht es beim „Studium fundamentale“ nicht um die Kompensation mangelnder Allgemeinbildung. In einer global vernetzten Zivilisation bedeutet Bildung nicht mehr die Aneignung eines klassischen Bildungskanons, sondern vielmehr ein pluralistisches Angebot, das kompetenz- und nicht wissensorientiert ist. Statt Wege und Inhalte vorzugeben, soll es Navigationsinstrumente und Orientierungsfähigkeiten vermitteln und den Studierenden ermöglichen, ihren eigenen Weg zu finden, Urteils- und Reflexionsfähigkeit auszubilden und ihre Kreativität weiterzuentwickeln.

Man muss diese Didaktik abgrenzen von dem, was üblicherweise unter dem Begriff „Persönlichkeitsbildung“ verhandelt wird – einem in der derzeitigen Bildungsdebatte zentralen Schlagwort. Der Begriff „Persönlichkeitsbildung“ ist nicht ganz unproblematisch, bleibt er doch nicht frei von dem Verdacht, hier gehe es um eine Art Um- und Überformung des als solchen unzureichenden Subjekts zur Person. Zumeist wird darunter denn auch nicht mehr verstanden als eine ausgebildete Rhetorik und die Fähigkeit, souverän aufzutreten. Tatsächlich betreffen solche eher instrumentellen Fertigkeiten alles andere als das, was die Person wirklich ausmacht. Darum geht es in Witten/Herdecke nicht. Es geht aber auch nicht um ein ideologisch aufgeladenes Gutmenschentum. Vielmehr zielt das Wittener Ausbildungsmodell auf die Entwicklung individueller innerer Ressourcen, und dies geschieht vor allem durch das Herstellen eines Milieus, in dem sich eine eigenständige Haltung und individuell begründete Urteilsfähigkeit entwickeln und entfalten können; in dem sich nicht nur kognitive Fähigkeiten schärfen, sondern auch Kommunikationsfähigkeit wächst und in dem sich – und das ist im universitären Zusammenhang heikel auszusprechen – auch das Repertoire an

Empfindungsmöglichkeiten und Ausdrucksformen erweitert. Letzteres darf allerdings nicht bei der bloß emphatisch ausgelebten Erfahrung stehen bleiben, sondern muss diese dann systematisch wieder auf den wissenschaftlichen Zusammenhang beziehen.

Um diesem Vorhaben einen systematischen Rahmen zu geben, ist das Wittenener „Studium fundamentale“ in drei Kompetenzbereiche gegliedert: *reflexive*, *kommunikative* und *künstlerische* Kompetenz. Zudem ist es dem Fachstudium nicht vorangestellt, sondern begleitet die Studierenden während ihrer gesamten Hochschullaufbahn – bis zur Habilitation.

Das Feld der „*reflexiven Kompetenz*“ zielt auf Schulung des Denkens und Schärfung der Urteilskraft. Es umfasst eine Einführung in kultur- und gesellschaftswissenschaftliche Theorieformen, die nach den Grundlagen menschlichen Denkens fragen, das Verhältnis zwischen Denken und Sprache, zwischen Idee und Formulierung und zwischen wissenschaftlicher Welterschließung, empirischer Beobachtung und künstlerischer wie technischer Praxis reflektieren. Hier wird die Fähigkeit vermittelt, das eigene Denken und den eigenen Tätigkeitsbereich in kulturellen, sozialen, politischen, und ökonomischen Zusammenhängen wahrzunehmen und zu deuten. Von den Lehrenden wird erwartet, dass sie – an aktuellen Problemen orientiert – die theoretischen Grundlagen und Methoden ihres Faches mit zur Darstellung bringen. Anders ist ein Dialog nicht möglich, wenn Transdisziplinarität zum Alltag wird und Mediziner und Wirtschaftswissenschaftler mit einem Philosophen diskutieren wollen.

Das Feld der „*kommunikativen Kompetenz*“ befasst sich mit grundlegenden Fragen der Kommunikation. Um eine gute Idee durchzusetzen, reicht es nicht, sie zu haben. Erst die Fähigkeit, in angemessener Form und Folge Schritte zu ihrer Verwirklichung zu tun und hierfür geeignete Partner zu finden, verschafft die Möglichkeit, Ideen und Konzepte auch tatsächlich in Bewegung zu setzen. Im Feld „*kommunikative Kompetenz*“ werden allerdings nicht nur Kommunikationstechniken und -strategien trainiert, sondern auch reflektiert. Damit unterscheidet es sich von herkömmlichen Seminarangeboten in Sachen Rhetorik und Präsentationstechnik.

Üblicherweise werden die künstlerischen und bildhaften Formen der Sinnproduktion nicht als gesellschaftsrelevante Ressource gesehen. Eher vorsichtig ist beispielsweise die Rede von „*emotional intelligence*“ (Peter Salovey/John D. Mayer) als einem prägenden Faktor, wenn Neues und Unerprobtes entsteht. Erst seit Neuerem spielt im kognitionswissenschaftlichen Kontext die Überlegung eine Rolle, dass unsere Bildfähigkeit eine Art präkognitive Ressource sein könnte (Jörn Rüsen). Eine Ressource, die eine „*Erwartungshaltung*“ hervorbringt, die uns dazu befähigt, nach dem zu fragen und das zu erforschen, was wir (noch) nicht wissen und können. Im „*Studium fundamentale*“ in Witten sprechen wir etwas salopp davon, dass das menschliche Bewusstsein im Rahmen des künstlerischen Produktionsprozesses in einem besonderen Aggregatzustand arbeitet. Künstlerische Praxis bildet eine eigene Art von Urteilskraft aus. Sie lässt Vertrauensfähigkeit auf Unerprobtes und Fragiles entstehen und bildet andere Formen von Sicherheit aus als etwa eine induktive Beweisführung. Künstlerische Praxis ist prinzipiell zukunftsorientiertes Handeln. In Bildern, Sprachspielen oder Klängen zu denken,

eröffnet Wege, die erst im Begehen entstehen. Künste wirken als Katalysator unbekannter Sichtweisen. Insofern ist künstlerische Praxis auch „ein hervorragendes Trainingsfeld kreativer Fähigkeiten und ein privilegierter Gegenstand der Theoriebildung“ (Dirk Baecker). Das dritte Feld, das der „*künstlerischen Kompetenz*“, spielt deshalb in Witten/Herdecke eine herausragende Rolle. Hier bricht sich logisch-diskursives Denken an Formen künstlerischer Poiesis.

Das transdisziplinäre Zusammenwirken von Kunst und Wissenschaft ist vielleicht der entscheidende Unterschied der Wittenener „*Studium fundamentale*“-Didaktik im Vergleich zu anderen verbreiteten Bildungs-Modellen. Indem künstlerische Praxis nicht nur in Form von Lehre und Workshops, sondern auch als Veranstaltungskultur – in Form von Konzerten, Theater und Inszenierungen bildender Kunst – zum universitären Leben gehört, werden hier exzellente Minderheitenpositionen in einen konstruktiven Arbeitszusammenhang einbezogen.

Eine Allianz der als verfeindet geltenden Geschwister Kunst und Wissenschaft herzustellen bleibt dennoch ein äußerst heikles Unterfangen. Wenn beispielsweise ein Philosoph und ein Komponist zusammen ein Vortragskonzert veranstalten, wagen sich beide – sofern die Künste nicht Dienerinnen der Wissenschaften werden sollen oder Wissenschaft nicht zur Kunst erklärt wird – auf sehr unsicheres Parkett. Will man die Chance des Perspektivwechsels erhalten, dann muss das eigene Tun ständig riskant bleiben und zur Disposition gestellt werden. Man muss auf der Hut sein, um nicht vorschnell zu dem Ergebnis zu kommen, dass menschliche Erkenntnisformen, wissenschaftliche wie künstlerische, ja schließlich einer gemeinsamen Quelle entspringen und darum auch irgendwie dasselbe sind; und Vorsicht ist gerade dann geboten, wenn künstlerische Praktiken wie Musik, bildende Kunst und Theater im universitären Kontext als „*theoretische*“ und „*analytische*“ Methoden der Erforschung kultureller Möglichkeiten zu Partnerinnen traditioneller Wissenschaften werden. Rasch ist man dann mit dem Vorwurf konfrontiert, nur auf die Performance aus zu sein und zu keinem theoretischen oder im eigentlichen Sinne künstlerischen Ergebnis vorzudringen. Mit einem produktiven Zusammenwirken von Künsten und Wissenschaften haben wir es hingegen vor allem dann zu tun, wenn man die Differenzen kultiviert. In dem Spannungsfeld, das dann entsteht, geht es denn auch nicht um analytische Ergebnisse, sondern um das Anlegen von Ressourcen. Diese Ressourcenbildung kann, wenn man so will, als eine neue Theorieform angesehen werden, die sich auszeichnet durch das produktive Changieren zwischen unterschiedlichen Formen der Sinngenerierung.

Gerade aber in der riskanten und heiklen Allianz zwischen Kunst und Wissenschaft eröffnet sich eine der größten Chancen für die Ausbildung von Menschen, die sich als „*change agents*“ in Gesellschaften bewegen. Wenn das Erleben, die produktive Rezeption oder Herstellung von Kunst, nicht mehr nur gegen Theorie, Begriff und Analyse gesetzt wird, sondern im Nebeneinander von beidem die Möglichkeit zum Standpunktwechsel entsteht, eröffnet sich ein Spielraum: In ihm können Erwartungen wie Gewissheiten behandelt werden, kann „*Nichtwissen* als positive Kategorie“ (Christoph von Wolzogen) erscheinen und Möglichkeit zu einer Dimension von Wahrheit werden. Wenn wir über zukunftsorientierte

Ausbildungskonzepte diskutieren, über solche, die Absolventinnen und Absolventen hervorbringen, die mehr können als in bestehenden Systemen effizient zu funktionieren; wenn wir Studierende dazu anregen und befähigen wollen, „change agents“ zu sein und Verantwortung in und gegenüber der Gesellschaft zu übernehmen, dann dürfen wir die, um die es vor allem geht – die Studierenden selbst – nicht als Angehörige einer neoliberalen, hedonistischen Spaß- und Kuschelcommunity denunzieren, der man mit verstaubten Bildungsidealen winken oder mit der Unterstellung mangelnder Kritik- und Protestfähigkeit gerecht werden könnte. Vielmehr müssen wir mit jungen Studierenden gemeinsam Orientierungskompetenzen zwischen Kulturen, Ideologien und Wissenschaftssystemen erarbeiten, die unbequeme Minderheitenpositionen nicht negieren, sondern die diese vielmehr produktiv-provokativ auf den Mainstream beziehen. Durch Standortwechsel zwischen Kunst und Wissenschaft, durch das reflektierte Changieren zwischen sich prinzipiell voneinander unterscheidenden Möglichkeiten der Sinngenerierung wird eine Bildung angeregt, die die Persönlichkeit in den Bildungsprozess einbezieht. Bildung könnte in diesem Sinne als eine Art Coaching für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung und für die Ausbildung der eigenen Urteilskompetenz verstanden werden und nicht mehr als „Persönlichkeitsbildung“ im Sinne einer Formung zur Tauglichkeit in gegenwärtigen Verhältnissen. Wie wäre es daher, wenn man aus in den Debatten um Bildungs- und Studienreform nicht so sehr den Begriff der „Reform“ sondern mehr den des „Reformierens“ hervorheben würde, denn nicht das Resultat, sondern der *Weg* ist das Ziel.

Internetadresse

www.uni-wh.de